

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 8 (1903-1904)
Heft: 7

Artikel: Vergleichen im Emmentaler Dialekt : Referat, gehalten an der Jahresversammlung der Sektion Burgdorf des Schweizerischen Lehrerinnenvereins
Autor: R.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2. —, halbjährlich Fr. 1. —. **Inserate:** Die gespaltene Petitzeile 15 Cts.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Bächler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Fr. E. Rott, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees

Frau Zurlinden, Bern; Fr. Blattner, Aarau; Fr. M. Gundrum, Basel; Fr. E. Haberstick, Bern.

Fr. Laura Wohllich, Lehrerin in St. Gallen.

Inhalt von Nummer 7: Vergleichen im Emmentaler Dialekt. — Schweiz. Lehrerinnenverein — Abtinentenecke. — Petits pieds, fines tailles. — Sprechsaal. — Nachruf. — Mitteilungen und Nachrichten. — Stellenvermittlung. — Unser Büchertisch. — Briefkasten.

Vergleichen im Emmentaler Dialekt.

Referat, gehalten an der Jahresversammlung der Sektion Burgdorf des Schweizerischen Lehrerinnenvereins, von R. G.

Unter den vielen Eigentümlichkeiten, welche die Schreibweise Jeremias Gotthelfs charakterisieren, sind Ihnen gewiss auch seine Vergleichen aufgefallen. Vergleichen kommen bei ihm nicht nur ausserordentlich häufig vor, sie erscheinen nicht nur in reichster Mannigfaltigkeit, sondern sie sind auch immer so zutreffend, so bezeichnend, dass sie meist kräftiger wirken, als eine lange Schilderung und die Anschaulichkeit in solchem Masse fördern, dass wir auch in einer nicht illustrierten Ausgabe Gotthelfs „Helge luege“ können.

Ebenso reich an Vergleichen wie der Dichter des Emmentals ist es dort auch das Volk; reich wie die Gestalten des Dichters waren auch die Originale, nach denen er sie zeichnete, und sind es heute noch deren Nachkommen.

Ist vielleicht der Dichter durch das Volk so reich geworden? Stellen wir Vergleichen, die wir in Gotthelfs Schriften finden, zusammen, wie Blüten zu einem Strausse, so werden wir auf den ersten Blick gewahr, dass Pflanzen unterschiedlicher Herkunft und deshalb auch verschiedener Art hier vereinigt sind.

Wir erkennen vorerst Blumen aus des Dichters eigenem Garten, von ihm mit Auswahl gepflanzt und mit Sorgfalt gepflegt. Wir erfreuen uns an ihren eigenartigen Formen, an ihren kräftigen Farben, an ihrem feinen oder würzigen Duft.

Und bunt vermischt mit diesen Gartenblumen finden wir Blumen des Feldes, die der Dichter dort gepflückt. Schlicht und einfach ist ihr Aussehen, aber ihre Formen sind nicht weniger eigenartig, ihr Duft nicht minder fein.

Darum erlaube ich mir, Ihnen einen Strauss solcher Feldblumen, Vergleichen, wie *das Volk* sie anwendet, und die sich *wie Sprichwörter eingelebt haben*, anzubieten. Sollten Sie darunter auch einen Stechpalmzweig oder ein „Chrisestli“ wahrnehmen, nun, sie gehören auch dazu.

Im Emmental sind, wie anderwärts, die Lose verschieden verteilt. Der eine „het bös wi ne Hung“, der andere „hets guet, wi nes Herehüngli“. Der eine „luegt dri, wi sibe türi Jahr“, der andere ist „feiss wi ne Statthauter“ (Statthalter). Der eine „singt wi ne Lerch“, der andere „hület wi ne Schloshung“ (Kettenhund). Der eine „isch siebe dick und eine läng“, der andere „wacht wi ne junge Hung“. Die eine „gseht dri, wi wenn si ungerem Härdfüre chäm“, die andere „het Backe, wi ne Chüechlimuetter“. Der eine „het der Gring uf, wie ne Hydrochs“ (Eidechse), der andere aber „wi ne Ähriüfläser“ (Ährenleser), d. h., er lässt den Kopf hängen, „wi ne Esu vor der Schmitte“.

An der Schattseite steht ein „Heimet“; dort „gseht es us, wi wenn der Chrieg wär do gsi“, so dass es fast „dem Tüfel drab gruset“. Die Frau war früher ein gar hoffärtiges Meitschi. Aber jetzt „gsäch me dem Schirbi nümme a, wi ds Chacheli isch gsi“ (Schirbi = Scherbe, Chacheli = Tasse). Sie ist „es Bäseräf“ (Reff), sieht aus „wi nes Haghuri“ (Huri = Eule), „luegt dry, wi ne Ziberligränne“ (Ziberli heissen die Früchte des Schwarzdorns), macht „e Gring, wi nes Füederli Hudle“ (Lumpen), hat Kleider an, „wi ne Ofewüsch und d'Scheube (Schürze) steit vor Dräck“.

Die Kinder kommen zum Essen. Sie sind „schwarz wi Römer“, haben Finger „wi Mistufläser u Füess wi Stauchüe“ (Stallkuh). Sie gehen zum Tisch, „wi d'Söi zum Trog“ (ohne zu beten). Während dem Essen sollte nach guter, alter Sitte Stille herrschen, so „dass me chönnt Rüeblisame säie“. Aber „z'Gunteräri“. Da „geit's wi i-nere Judeschuel“. Dem einen „läuft ds Mul wi ne Röndle“, dem andern „wi amene Wasserstälz der Schwanz“, das eine „tuet, wi ne Wiggle“ (Schleiereule), das andere begehrt auf, „wi ne Rohrspatz“.

Das Essen ist gekocht, „e eigeligi Sou fräs es nid“ (eigelig = wählerisch). „D' Suppe isch blingi“, „d'Rösti stübt düre Haus ab“ (Rösti = gebratene Kartoffeln) und „dr Gaftee isch drei Zou (Zoll) dünner wede Wasser“. Doch gleichwohl sieht man hier nicht „möffele“ und nicht „mäisle“; alle sind hungrig „wi Wölf“ und „üsse wi Trösche“ (Drescher).

Kommt eines „hinedri, wi di auti Fasnacht“, oder „wi d'Müli vo Plämp“, so findet es Teller und Schüsseln leer. Da macht es „Auge, wie Fluegsredli“, „grännet wi ne höuzige Fuchs“, wird „taub (zornig) wie nes Biäu“ und „tuet, wi ne Chatz ame Draht“.

„Gmach am Bahre, gmach am Chare“ heisst, dass in der Art, wie einer isst und wie er arbeitet, eine gewisse Übereinstimmung zu finden sei. So dürften wir nach den Leistungen am Tisch schliessen, das „Werchen“ gehe hier, „wi uf der Geisle klepft“. Doch die Sache macht sich anders. Verteilt die Mutter die Arbeit, da „ghört eis nüt am bessere Ohr und schiesst dervo wi ne Wätterleich“ (Wetterleuchten). Ein anderes „blibt hocke, wi ne Briesch“ (Auflauf, bei dessen Herstellung Brieschmilch verwendet wurde) und macht „dr Gring wi Ankemas Esu“. Ein drittes „tuet, wi wen es drü Gleich (Gelenk) minger hätt, wede es Stöckise“ (Stemmeisen), und das vierte macht „e Trümu (hängende Unterlippe), dass sibe Hühner druf z'Sädu chönnte“.

Die Kinder „branzen“ beständig miteinander. Nur wenn sie auf eine Missetat ausgehen, da „leichen“ sie zusammen und „hei zäme wi Fröschmaute“ (Froschlaich). Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn das Wort: „E Frou, wo nit balget, isch wi nes Zyt, wo nit schlaf“, bei der Mutter keine Anwendung findet (balgen = aufbegehren, Zyt = Wanduhr).

Und der Mann? Gotthelf würde sagen, was er vom Baumwollhändler und

vom Elisi sagte: „Si schicke si zäme, wi der Mischd u d'Bähre“. Der Mann „hätt z'tüe, wi Mischthans“ und „isch drinn, wi ne Hung i de Flöhne“, so dass ihm die Nachbarn „d'Yse abbräche“; aber er sitzt im Wirtshaus, „tuet, wi wenn au chlyne Hüsli sini wäri“; er „suft wi ne Rhyrbueb, fluechet wi ne Stauchnächt, tuet wi ne Übersou“ (übersüdnig); er kann schliesslich „nümme Babi säge u isch voll wi ne Gügg. Er blibt hocke, bis d'Chue e Batze giut u chunnt nid hei bis anno Tubak“.

Am folgenden Morgen hat er „e Gring wi nes Mäs“, ist „ful wi Gitzimischd u luegt dri wi ne toube Muni“. Bei der Arbeit „sprängt er nid Bläscht uf“. Er ärgert sich aber, dass er muss „schaffe wi ne Stier“, bei einer Hitze, „das me chönnt Radschine schmäuze“ und dabei doch nichts verdient. „Äbe so mähr (gut) chönnt i der Isebahn nah ga Mischd ufläse“, meint er. Dazu kosten ihn seine „Burscht“ (Kinder) ein Geld, „dass ihm fast ds lige weh tuet“. (Eine moderne Stadtfrau fasste den gleichen Gedanken so: „Es kommt uns nachgerade auf die Nerven, für vier Kinder Nahrung und Kleidung zu beschaffen“.)

Klagt die Mutter über die Kinder, dann haben diese „es böes Verding“; der Vater wird „hagebuechig“, „schiessd dri, wi ne Muni i ne Chrishufe, schlat se zäme wi d'Nusseck“ und gibt ihnen Ohrfeigen, dass sie „füürig Güeg (Käfer) gseh fahre“ (oder „ds Füür im Elsass gseh“). Zum Glück gehören die Buben zu den „Tüpuhürnigen“ (hart wie Dobel). Wir aber denken: „Das isch neue Grobs für Rystigs“ und wenden uns lieber der Sonnseite zu.

Da steht ein Hof, „wi we ne d'Tube z'säme treit hätte“, und in dem geräumigen Hause können sich die Bewohner „vertue, wi drü Eier imene Chrättli“. Der Bauer ist „e Ma wi ne Flue, het e Rügge wi nes Tennstor, Arme wi ne Chüjer“ und ist dabei „grad wie Pfyffholz“. Da sitzt die stattliche Bäuerin. Sie ist „ke Bütti“ und „ke Miesle“, noch weniger „e Blättere“, aber sie ist auch nicht „rani, dass me se chönnt abenang chlemme“ oder „mit der Geisle abenang zwicke“; sie ist „ke Geisleitere“ (ulmblättriger Bocksbart) und „ke Stogle“ (Steighacken-Leiter mit nur einem Holm, Tenn und Bühne verbindend). Sie ist „es styfs Wybervolch“ (hübsches Frauenzimmer).

Um das Töchterlein zu schildern, liesse der Dichter des Emmentaler Liedes Rosen und Morgenstern aufmarschieren (Bäckli hei si etc.) Der Volksmund aber sagt: „Es chunnt derhär, wi us eme Druckli use, lauft wi uf Redline (Rädchen) und het es Gringli wi nes Leghüendli“ (Leghuhn).

Und doch erhebt sich auch das Volk in seinen Vergleichen bis zum Morgenstern. Aber es ist ein zweifelhafter Ruhm, wenn „eini usgseht, wi der Morgestärn, wenn er z'Chemi abluet“. Nicht schmeichelhafter klingt das Lob: „Du singsch wi ne Nachtigau i dr Mischdgüe“ (Mistgülle). Denn diese Sängerin könnte konkurieren mit dem Sänger, der singt „wi ne auti Lammeroue“ (Mutter-schaf). Bei beiden tönt's „wi ne Stimm us der Wüeschti“, oder „wi us eme hohle Töuchu“ (Hohldeichsel, hölzerne Röhre).

Kommt ein Mädchen daher in nigelnagelneuem Aufzug, glarig aufgeputzt „wi nes Schlitteross“, schön „gibeligelb und heitigeblau (Heiti = Heidelbeeren), güggelrot und grasgrün, tönigelb (Töni = Ankenbälli, Trollblume) und chnütschblau, chüerot und tubwyss“, da ist Benz ganz hin beim Anblick dieser Pracht und betrachtet sie „wi ne Glaraff“; der Joggi steht in Bewunderung versunken da „wi ne Öügötz“; aber Pfarrers Christoph meint geringschätzig: „Lüderechilbi u Langnaumärit“.

Für körperliche Missgestalt hat das Volk ein scharfes Auge und eine

ebenso scharfe Zunge, die kein Mitleid kennt. Da ist einer „chum drei Chäs höch“ und „dick wi ne Chübeliwurscht“. Er hat einen „Poli (grosser Marmel) wi ne Cheiguchrugle“; in seinem „Heuel“ hat er wohl auch „Huslüt“; in seinem Mund „chönnt me es Fueder Heu cheere“ und vom Hals „zwüsch use näh für ne Wagesaubpinte“. Dazu hat er einen „Geisrügge“, „Scheiche wi Sägesewörb“ (Beine wie Sensenstiele), „Wade wi ne Hühnertreger und Füess wi Wauishoue“.

Wie kommt der Emmentaler zu diesem Vergleich? Die wenigsten unter ihnen haben je eine Wallishauwe gesehen. Fast möchte ich behaupten, dieselben seien früher hier im Gebrauch gewesen, und weil sie das hier landesübliche Mass der Hacken bedeutend überschreiten, gaben sie Anlass zu der Vergleichung. Die Wallishauwe ist verschwunden, die zutreffende Vergleichung aber ist geblieben.

So haben überhaupt Sitten und Gebräuche vielfach geändert. Die Vergleichen aber sind sich gleich geblieben und scheinen oft inhaltslos. Im Emmental erinnern sich ältere Leute noch, dass das Brot in einem Henkelkorb verpackt an die Decke der Essstube aufgehängt wurde. Jetzt versorgt man es in der „Tischdrucke“ (Schieblade); aber allgemein heisst es noch: „Den Brotkorb höher hängen“ und nicht „d'Tischdrucke besser bschliesse“. Der Häftli-macher ist ausgestorben, und doch muss man immer noch „ufpasse wi ne Häftli-macher“. Man „schwitzt wi ne Ankebättler“, der Ankebättler aber ist verschwunden. Der Köhler hat unsere Wälder verlassen, der „Chousack“ aber ist geblieben. Vom Türligyger lebt nur noch der Name fort, und wir wissen von ihm nicht mehr, als ein künftiges Geschlecht von einer verwandten Zunft, den Neujahrsängerinnen mit ihren schönsten Melodien, wissen wird.

Bei der überhandnehmenden Kultur wird künftig auch keiner mehr „tue, wi der Tüfu im Ögütterli“ (Ölfläschchen). Das gehört der Vergangenheit, da böse Geister oft von Kapuzinern gebannt und gelegentlich im Ögütterli in Haft gehalten wurden, wo sie sich offenbar ungebärdig aufführten.

Unentwirrbares Haar an Menschen und Pferden nennt das Volk „Toggeli-züpf“. Ob darin eine Vergleichung liegt, möchte ich nicht entscheiden. Es mag heissen: die Sache sieht so arg aus, als ob ein böser Geist die Hand im Spiel hätte. Es mag aber auch als Tatsache angenommen werden, dass das „Toggeli“ die Züpfen geflochten (Toggeli = Alpdrücken).

Und wenn es „stinkt wi Tüfelsdräck“, so könnte man sicher annehmen, hier aber sei der Böse im Spiel, und das Volk rede von Dingen, die es nicht kennt. Aber dem ist nicht so. Tüfelsdräck ist nämlich eine Arznei für das Vieh, die nicht nach Rosen und Veilchen duftet, wohl aber mit Levatöl verbunden eine wegwerfende Bemerkung wird. „Tüfelsdräck und Levatöl“ heisst in blumenreicher Sprache: Warum nicht gar!

Wie es aber „inere Chue inne“ aussah, das konnten auch unsere Vorfahren nicht wissen, obschon sie uns die Vergleichung: „Es isch feischer wi inere Chue inne“ überliefert haben. Vielleicht haben sie die Berichte des kleinen Däumling, der darin einzig Erfahrung hat, auf Treu und Glauben angenommen. Dass einer „d'Auge verträit wi nes Huen, wenn es Ankemiuch suft“, das kommt öfter vor. Ob man aber je ein Huhn Ankenmilch saufen sah?

Verleidet mir etwas „wi chauts Chrut“, so denke ich an die Zeit, da Kraut auf dem Bauerntisch keine vorübergehende Erscheinung war, sondern während der „Saison“ täglich in unveränderter Auflage meist schon am Morgen erschien.

Ist einer „fautsch wi Gaugehouz“, „tuet wi ne Sibechäzer“ und macht eine „es Füür, das me chönnt e Häx brate“, dann steigen Erinnerungen an die

gute, alte Zeit auf, vor denen auch uns schauert, nicht nur dem armen Mädchen, das „es Ise ab“ oder „es Loch im Ohr het“.

Sehr oft werden auch Neckereien in Vergleichen eingekleidet. Sagt der Bursche zum Mädchen: „Lue, di Salat wott furt,“ so weiss es, dass das heisst: du hast ungleichmässig gesäet. Der Salat schart sich zusammen, wie es die Vögel vor ihrer Abreise tun. Frägst du den Musikanten: „Bisch am Sagi-fiele?“ (Sägefeilen), so machst du ihm just kein Kompliment, und versteht er nicht Spass, so könntest du noch „i Runzifall“ kommen.

Vergleichen aus der biblischen Geschichte hört man häufig. David und Goliath, Saul und Methusalem, Judas und Thomas werden gelegentlich „azoge“ (erwähnt). Ich kannte einen alten Schafhändler, den „Schafkobi“. Der erklärte öfter: „Wen i nid d'Wysheit Salomonis und d'Geduld Hiobs hätt, i chäm mit Babin nid nache“. Doch diese Vergleichen werden in gleichem Masse schwinden, wie im Volk die Bibelfestigkeit abnimmt.

Und so werden überhaupt viele Vergleichen schwinden und durch neue ersetzt werden, die sich der Zeit, vielleicht auch dem Schriftdeutschen anpassen, also ihre Eigenart verlieren. So hat sich auch schon vielerorts der alte, schöne Neujahrsgruss: I wünsche nech es guets, glückhaftigs neus Jahr u gueti Gsundheit umgewandelt in das geschliffenere, aber auch abgeschliffenere: I gratuliere.

Und nun ist mein Strauss fertig gewunden; ich gebe aber zu, dass manche Blume darin noch fehlt. Wenn man ein Gedächtnis hat „wi ne Rittere“ (Sieb), so ist man eben vergesslich. Ich weiss auch, dass ein Strauss Gotthelfscher Gartenblumen farbenreicher geworden wäre und mit Vergnügen hätte ich einen solchen zusammengestellt; aber das war mir nicht möglich in der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung stand.

Und sollten Sie vielleicht finden, das „sig jitz afe e längi Metti“, so gebe ich Ihnen die tröstliche Versicherung: „Jetz isch dr Tschuep us“ (Tschuep = Versteckspiel. Der Tschuep isch us: Die Sache ist zu Ende.)

Schweizerischer Lehrerinnen-Verein.

Vorstandssitzung Sonntag den 20. März 1904, vormittags 10 Uhr, im Frauenrestaurant in Bern.

Abwesend mit Entschuldigung: Frau Ritter-Wirz in Sissach.

Protokollauszug:

1. Verlesung und Genehmigung des Protokolls der letzten Sitzung.
2. Rechnungsablage über den Staufferfonds. Dieser beträgt auf 1. Januar 1904 Fr. 356. 50.
3. Generalversammlung. Mit 4 gegen 3 Stimmen, die auf Baden fallen, wird beschlossen, die nächste Generalversammlung in Bern abzuhalten und als Tag der 4. Juni bestimmt. Die Verhandlungen sollen vormittags 10 1/2 Uhr beginnen. Auf das Programm wird neben den statutarischen Geschäften ein Vortrag über das Turnen genommen von Frl. Marie Reinhard, Turnlehrerin in Bern.
4. Es wird eine Neuauflage der Statuten und die Erstellung einer Ausweiskarte über die Aufnahme in den Verein beschlossen.
5. Einem Mitglied wird als Beitrag an die Kurkosten ein Beitrag von Fr. 100 gesprochen.